**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte
**Band:** 70 (1990)
**Heft:** 9

**Buchbesprechung:** Das Buch
**Autor:** [s.n.]

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 15.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

## Suchbild und Schauplatz

*Die Schweiz im Spiegel neuerer Literatur*

Die kulturelle Buntscheckigkeit der Schweiz zeige zwar Züge einer überregionalen Verbundenheit, so liest man es in einer Studie von *Susanne Knecht* in der Reihe ETHNOLOGICA HELVETICA 13/14[1]. Die aber erlaubten nicht schon, von nationaler Identität zu reden, das sei ein Phantom, eine wohlklingende Wortkombination, sonst nichts. Wer damit operiere, wecke Illusionen. Denn als Industriestaat sei die Schweiz ein Teil der anonymen, verwalteten, technisierten und zudem für alle zu eng gewordenen Welt. Unter derartigen Voraussetzungen vermöge das *«autonome Ich»* (das mit der Krise der aus der abendländischen Tradition herausgewachsenen Einmaligkeit des Individuums ohnehin verloren gegangen sei) nicht mehr Identität zu schaffen. Was da nun von nationaler oder anderweitig gesellschaftlich oder historisch begründeter Identität geredet werde, sei nichts als eine Kompensation des Indentitätsdefizits, und die werde sogar zur Gefahr, wenn sie als Phantom-Identität Abwehrreaktionen bewirke: Fremdenhass, Abkapselung, Überheblichkeit, Intoleranz. Zwar sei Schutzsuche innerhalb einer Gruppe Grundbestandteil menschlicher Existenz. Wer jedoch für diese Schutzsuche im staatlichen Bereich den Ausdruck *«nationale Identiät»* verwende (als die Vorstellung wohliger Geborgenheit innerhalb einer unverbrüchlichen Treuegenossenschaft), der verkenne, dass jedes Bedürfnis nach Schutz aus Angst entstehe. Weil für die meisten Menschen unserer technisierten und verwalteten Nationen Identität *«im Sinne eines Beweises für die Autonomie des Ich»* unerreichbar geworden sei, wachse auch ihre Angst und parallel dazu ihre Aggression gegen alles, was fremd oder unvertraut erscheine.

Der Aufsatz von Susanne Knecht ist einer von vielen Beiträgen in dem Band «Images de la Suisse»; er wird vielleicht relativiert oder ausbalanciert durch Studien über die Folklore der Schweiz oder über den Drang des Schweizers, *«andern zu verbieten, was er selber gerne tun würde»*. Selbst ein so aktuelles Thema wie das Milka-Dispositiv (das farbige Bild ziert den Umschlag des Bandes) wird abgehandelt. *Kathrin Oester* tut es in einem fiktiven Gespräch mit *«der zartesten und profitabelsten Versuchung, seit es Schokolade gibt»*: eben mit der Milka-Kuh. Aber die Studie von Susanne Knecht über die theoretischen Wurzeln der sozialwissenschaftlich definierten Identiät und den falschen Gebrauch, den wir uns angewöhnt haben, von dem Begriff in unseren Diskussionen zu machen, wenn da die Frage ansteht, wie sich Land und Volk, erlebte Wirklichkeit und aktueller Zustand der Schweiz heute darstellen, scheint mir eine der wichtigsten in der neusten Publikation der Schweizerischen Ethnologischen Gesellschaft.

Ein Sammelband ganz anderer Art, nicht wissenschaftlich abgestützt, subjektiv, «buntscheckig» in der Themen-

wahl und in den Stilarten, wie «Image de la Suisse» mehrsprachig, ist «Suchbild», das Buch, das *Elsbeth Pulver* zusammen mit *Michel Glardon* und *Willi Schmid* anlässlich des fünfzigsten Jubiläums der Pro Helvetia herausgegeben hat[2]. Gesucht sei da nicht ein festumrissenes Bild gewesen, eher sei es um Strömungen, Gegensätze und Spannungen gegangen. Der Zufall habe bei der Entstehung dieses Lesebuchs mitgewirkt, das Unberechenbare habe die Planung überspielt. So gesehen wäre «Suchbild», ein Mosaik aus vierzig kurzen Beiträgen, eine Antwort auf die Frage: Wie sehen sie sich, Bürgerinnen und Bürger dieses Landes? Was zeichnet sich ab, wenn man versucht, die Entwürfe, Skizzen, Momentaufnahmen, Einsprüche allesamt übereinanderzulegen, um so vielleicht etwas über die Befindlichkeit der Nation zu erfahren? Keine festen und sicheren Konturen jedenfalls, keine klar umrissene Gestalt. Auch keine erkennbare Identität? Der Begriff wird auch in «Suchbild» eher mit Skepsis verwendet, und deutlicher wird hier, was schon in «Images de la Suisse» zu erkennen ist: Man müsste von «Identitäten» reden, derjenigen des Rätoromanen zum Beispiel, der sich erst so recht als *«burgais svizzer»* erkennt, wenn es endlich auch in romanischer Sprache in seinem Pass steht.

Schwieriger haben es, dem Beitrag von *Etienne Barilier* zufolge, die Intellektuellen damit. Die Schwierigkeit beginnt hier allerdings schon beim Terminus selbst. *«Les intellectuels»* sind in Frankreich eine respektierte Instanz. Öffentliches und geistiges Leben bedingen sich gegenseitig, das eine ist ohne das andere gar nicht vorstellbar. Wenn der Staat politisch aktiv wird, wenn er Entscheidungen trifft und handelt, sind es die Intellektuellen, die nach dem Sinn fragen, nach den ethischen und moralischen Prinzipien dieses Handelns, so dass man sie folglich als eine Art von Gewissen bezeichnen dürfte. Ihre Funktion erscheint völlig selbstverständlich; auch wenn sie sich widersprechen und gegenteiliger Meinung sind, ist ihr Disput ein Aspekt und Ausdruck der staatlichen Gemeinschaft. Gäbe es die *«intellectuels»* in Frankreich nicht, sagt Barilier, so wäre Frankreich nicht mehr Frankreich.

Von der Schweiz könnte man dergleichen nicht behaupten, eher schon gälte dann die etwas verwirrende Umkehrung des Satzes: Weil es in der Schweiz keine auch nur annähernd vergleichbare Instanz des Geistigen gibt, weil politische Akte und im allgemeinen ja korrekte Verwaltung des Staatswesens vollkommen losgelöst und unabhängig von einer immerwährenden intellektuellen Auseinandersetzung vor sich hin funktionieren, müsste man sich fragen, ob denn die Schweiz überhaupt existiere. Gemeint ist: als Idee existiere. Der Zweifel daran ist nicht erst in unseren Tagen wieder geäussert worden. Wie widerlegt man Aussprüche von Schriftstellern, die zum Beispiel lauten: *«700 Jahre sind genug»,* oder Buchtitel wie «Die Schweiz am Ende»? Barilier diagnostiziert für die Schweiz einen Zustand von «Schizobiose», worunter er versteht, dass politisches und geistiges Leben vollkommen getrennt voneinander, vollkommen ohne wechselseitige Berührung und Einwirkung ablaufen. Der Staat wäre gar nicht mehr Schauplatz politischer Aktivität, die sich nach Ideen, nach moralischen und geistigen Prinzipien richtet, sondern eher ein Gebilde, das mechanisch verwaltet wird.

Wie weit man dieser Beschreibung eines Zustandes folgen will, muss vorerst offen bleiben. Barilier kann sich immerhin auf gewichtige Zeugen berufen, auf Ramuz zum Beispiel. Er zitiert Denis de Rougemont, dessen Formulierung eine hübsche Pointe abgibt: *«Quand on dit de quelqu'un: c'est un intellectuel! cela signifie: c'est un monsieur très compliqué qui ne vaut rien pour conduire la cité, pour gagner de l'argent, pour faire des choses sérieuses.»* In diesem Bonmot ist ein nicht zu leugnender Sachverhalt umschrieben. Man müsste vielleicht differenzieren, müsste den Gründen nachgehen, die am Ende nicht nur zu Ungunsten der Gesamtheit der Schweizer sprechen. Sonst würde da ja ein negativ zu bewertender «Sonderfall» konstruiert, dessen positive Version man längst «entmythologisiert» hat. Aber der Vorwurf ist dennoch nicht gegenstandslos. Der landauf landab geübte Pragmatismus, das eingespielte Konkordanzverhalten, das Beharren auf allem, was immer schon so gewesen ist und sich bewährt hat, — dies alles hat ein Klima geschaffen, in dem sich der denkende und kreative Mensch nutzlos vorkommen muss. Man braucht ihn nicht, es geht ohne ihn sogar besser.

Im «Weissen Programm» des Suhrkamp Verlages, das Literatur aus der Schweiz seit 1950 präsentiert, gibt es genug Beispiele dafür, wie Schriftsteller sich dem Land gegenüber verhalten, wie sie damit umgehen, dass ihnen im politischen Entscheidungsprozess keine andere Funktion als eben die des gleichberechtigten Stimmbürgers zugestanden wird. Zunächst schien es ja, es gehe allein um «Entmythologisierung», um Abraumarbeit auf dem Gelände der geistigen Landesverteidigung. Die Schweiz, sagten sie also, ist jetzt kein Thema mehr. Und natürlich ist es zu eng bei uns, die Fremde lockt, die weite Welt. Man diagnostiziert in der Schweiz Ablehnung alles Fremden und Anderen, eine beklagenswerte Selbstgenügsamkeit, die sich aus einer Tugend rasch zum Makel verwandelt hat. Bei alledem scheint mir doch auch, das Problem werde oft (weil man provozieren, weil man Anstoss erregen will) allzu sehr dramatisiert. Einsicht in die Zusammenhänge und Gründe, warum der bürgerlich geordnete Gang der Dinge, den wir nicht gering achten wollen, die Frustrationen des nach Leben und Ganzheit suchenden Künstlers zwangsläufig auslöst, ist weder beim Bürger noch beim Künstler unvorstellbar, und manchmal will es gar scheinen, es sei eine charakteristische Eigenschaft der Intellektuellen dieses Landes, dass sie zwar nicht geradezu ein schlechtes Gewissen, aber doch ein geschärftes Bewusstsein dafür haben. Aus dem, was er über seine Verweigerungshaltung geschrieben habe, sagt *Paul Nizon* am Schluss von «Verweigerers Steckbrief», verstehe es sich eigentlich von selbst, dass ein Lebenssucher vom Schlage des hier behandelten Subjekts *«schwer auf bürgerlich-nützliche Weise integrierbar»* scheine, und er fügt bei[3]: *«zudem in ein System, das in überwältigender — man denkt: von schierer Lebensangst diktierter — Weise in Materialismus und Konservativismus ergraut; so sehr, dass man den Eindruck gewinnen kann, Stillstand und Immobilismus und ein entsprechendes Insichgekehrtsein seien Staatsmaxime; wo ein allgemeiner Wohlstand und eine relative soziale Gerechtigkeit bei einem auf Sparen und Nichtswagen bedachten Werdenken eine hochgradige Verdrussstimmung erzeugen...»* Der Satz geht noch weiter und steigert sich in eine

Beschreibung des freudlosen Lebens in einem Land des Fleisses und der versicherten Risiken. Ich denke, Kritik dieser Art, beharrlich vorgebracht, beharrlich dem satten Behagen entgegengestellt, sei dann nicht ohne Wirkung, wenn man sich gegenseitig ernst nimmt. Es muss von der Voraussetzung ausgegangen werden, hüben wie drüben (wenn man denn schon von einander gegenüberliegenden Lagern sprechen will, was meiner Meinung nach auch schon eine schiefe Vorstellung ist) gebe es verständige Menschen, Sachwalter des Bürgerlich-Nützlichen, die so vernagelt nicht sind, dass sie nicht den «Lebenssucher» verstehen könnten, und Künstler und Schriftsteller, die in der föderalistischen Demokratie nicht bloss den öden Verwaltungsmechanismus sehen können.

Wir sollten alles vermeiden, was Verständigungen dieser Art erschwert. Denn es kann sich kaum darum handeln, dass die einen oder die andern in dieser Auseinandersetzung *«recht haben»*, sondern nur darum, dass die Auseinandersetzung weitergeht und nie zum Erliegen kommt. Bedauerlicherweise ist jetzt schon ein Zustand erreicht, in welchem statt Streitgespräch die kritische Litanei in geschlossener Gruppe erklingt, die von andern Gruppen toleriert oder einfach überhört wird.

Selbst in so herausragenden Fällen wie etwa den kritischen Aufsätzen, Reden oder Gesprächen von *Friedrich Dürrenmatt* oder den gesammelten Versuchen über das Thema «Schweiz als Heimat?» von *Max Frisch*, die im erwähnten «Weissen Programm» dankenswerterweise in einem Band zusammengefasst neu erschienen sind[4], kann man nicht sicher sein, dass sie die Wirkung haben, die ihnen gebührt: das Selbstverständnis der Schweizer nicht nur in Frage zu stellen, sondern es zu klären. Der Band «Schweiz als Heimat?» vermittelt — in der chronologischen Anordnung der Texte — den Eindruck einer Entwicklung hin zu Resignation und Verbitterung. Das beginnt mit den «Blättern aus dem Brotsack» (1939) und endet mit dem Palaver «Schweiz ohne Armee?» Dazwischen liegen Stellen aus dem «Tagebuch 1946—1949», das «Dienstbüchlein» und «Wilhelm Tell für die Schule», ferner Reden, offenen Briefe und Zeitungsartikel. Hochgemut noch der 1954 erschienene Aufruf zur Tat: «achtung: Die Schweiz», den Frisch zusammen mit andern verfasste und in dem er eine moderne, erneuerte Schweiz am Modell einer neuen Stadt entwarf. Skepsis dieser Art von «aggiornamento» gegenüber, Ablehnung, Übergang zur Tagesordnung bei denen, die das Land politisch repräsentieren, lassen die Feststellung reifen: *«Die Schweiz ist ein Land ohne Utopie.»* Jetzt kommt die Rede auf von der *«Geschichtslosigkeit unserer Existenz»*, vom Fehlen eines Entwurfs, vom Fehlen einer Zukunft, auf die hin unsere Gedanken und Wünsche gerichtet wären.

Es ist eine bewegende Lektüre, diese Versuche über die Schweiz aus fünfzig Jahren nun gesammelt zu lesen, die Summe einer unglücklichen Liebe, wie man vielleicht sagen könnte, und gewiss ein Beispiel für die These, wonach sich bei uns — um den Ausdruck Bariliers aufzugreifen — eine «Schizobiose» ausbreite: das Getrenntsein von politischem Alltag und kreativem Denken. Bedauerlicherweise scheinen die nachfolgende Generation und selbst die Jüngsten unter den Schriftstellern der Schweiz ihre Aufgabe nicht darin zu

erblicken, diese Krankheit zu bekämpfen, sondern eher ihre Symptome gewissermassen zu zelebrieren. Ich will nicht verallgemeinern, aber ich sehe doch ganze Gruppen oder Scharen am Werk, das Thema vom *«ereignislosen Land»* zu variieren.

Zum «Weissen Programm», das ja nicht in erster Linie dem Verhältnis zwischen «der Schweiz» und ihren Schriftstellern gilt, ist verschiedentlich schon Kritisches geäussert worden. Der Versuch, so umfassend wie möglich über das literarische Schaffen der deutschen Schweiz — es sind immerhin in Auswahl auch Autoren italienischer und französischer Sprache durch Übersetzungen vertreten und in kompetenten Nachworten vorgestellt — in der gesamten Reihe zu dokumentieren, ist gundsätzlich lobenswert. Der Verlag hat zudem die Reihe «Frühling der Gegenwart» als Taschenbuch-Programm übernommen, so dass man — ohne hier noch einmal auf die Problematik jener Edition einzugehen — von einer Bibliothek der Schweizer Gegenwartsliteratur sprechen könnte. Eine Bibliothek freilich, die Lücken hat. Dass zum Beispiel Friedrich Dürrenmatt lediglich mit einer Erzählung in den beiden Bänden «Schweizer Erzählungen» vertreten ist, verfälscht die Proportionen. Dürrenmatts Werk ist nicht nur historisch gesehen eines der wichtigsten, also im Zeitraum seit 1950; es ist auch eines der lebendigsten und der Autor selbst noch jetzt für Überraschungen gut. Andere Lücken, weniger gravierend und dennoch beklagenswert, könnte man namhaft machen. Ohne die verdienstvolle Arbeit anderer Verlagshäuser kommt man nicht aus, wenn man sich über die erstaunlich reiche und vielfältige Literaturlandschaft der Schweiz wirklich informieren will. Ich nenne nur den Band «Elegie auf die Zukunft» den Beatrice Eichmann-Leutenegger und Charles Linsmayer in der Reihe «Reprinted by Huber» mit Gedichten und Prosa der 1984 verstorbenen *Gertrud Wilker* herausgegeben haben[5]. Und dass etwa *Gerhard Meier* lediglich mit einer Prosa von zwei Seiten Umfang im ersten der beiden Erzählungsbände vertreten ist, entspricht wohl auch nicht der Bedeutung dieses Dichters.

Ich will damit nicht etwa die sorgfältige und umsichtige Arbeit des Herausgebers der Erzählungsbände, *Christoph Siegrist,* im geringsten schmälern[6]. Sein Nachwort erleichtert die Übersicht und skizziert Grundzüge der literarischen Szene seit 1950, und die Kurzbiographien der vertretenen Autoren sind informativ, ein Schriftstellerlexikon der Schweiz in nuce. Aber die Pflicht, ein Lesebuch zu schaffen, in welchem möglichst alle vertreten sind, die sich zu dieser literarischen Szene rechnen, zwang schon zu Konzessionen bei der Gattung, indem nun eben in zahlreichen Fällen ausgewählte Seiten aus einem Roman als «Erzählung» präsentiert werden, einmal auch die ersten Seiten einer noch unvollendeten grösseren Arbeit. Und dann bleibt da auch die Frage unbeantwortet, ob das Bemühen nach Vollständigkeit nicht am Ende das Bild ein wenig verfälsche. Man hätte sich auf die kurze, geschlossene Form konzentrieren können, auf Autoren also, die wirklich Erzählungen schreiben. Dann wären namhafte Romanciers nicht vertreten gewesen, es sei denn, man hätte eines ihrer Werke ins «Weisse Programm» aufgenommen. Eine heiklere Überlegung wäre beizufügen. Zwar ist da nun der Eindruck entstanden, die Schweiz verfüge über eine erstaunlich grosse Zahl von

Schriftstellerinnen und Schriftstellern. Den Benützern der zwei Bände dieses Lesebuchs sei es anheimgestellt, ihre Kriterien spielen zu lassen, zu wählen und einzuordnen, das rundum Geglückte vom Schwächeren zu unterscheiden. Nur ist es ja doch auch so, dass der literarische Rang einer Gegenwartsliteratur nicht dadurch schon entschieden wird, ob viele schreiben und publizieren, sondern vielmehr dadurch, auf welchem Niveau sie es tun. Als der Herausgeber der Reihe «Frühling der Gegenwart» seinerzeit für «Gerechtigkeit nach rückwärts» plädierte und Erzählungen vergessener Schweizer Autorinnen und Autoren ausgrub, gaben wir zu bedenken, es gebe wohl in der Literatur nicht gar so viele zu Unrecht Vergessene[7]. Man kann sich beim Blättern in den zwei umfangreichen Bänden, die Christoph Siegrist präsentiert, des Gedankens nicht ganz erwehren, wie es sich damit hinsichtlich der hier versammelten Fülle verhält. Der Herausgeber sagt in seinem Nachwort, Repräsentativität wäre mit 20 bis 25 Autoren zu erreichen gewesen. Er aber habe die Vielfalt der literarischen Produktion sichtbar machen wollen. Das ist ihm gelungen, auf mustergültige Weise, kann man sagen.

Aber auch da nun: Beileibe kein einheitliches Bild, ein «buntscheckiges» im Gegenteil wie die Schweiz als föderalistisches Staatswesen. «Suchbild» und «Schauplatz» sind ineinandergelegt, der Schauplatz konkret und lokalisierbar, das Bild, das wir uns von dem machen, was da geschieht, eine immerwährende Suche, eine Aufgabe. Die Schriftsteller, *«les intellectuels»*, suchen mit.

*Anton Krättli*

[1] Images de la Suisse — Schauplatz Schweiz. Herausgegeben von Marc-Olivier Gonseth im Auftrag der Schweizerischen Ethnologischen Gesellschaft. Bern 1989/90. — [2] Suchbild — Silhouette — Sagone. Redaktion: Elsbeth Pulver, Michel Glardon, Willi Schmid. Editions d'en bas, Lausanne, und Pro Helvetia, Zytglogge Verlag, Bern 1989. — [3] Paul Nizon, Diskurs in der Enge — Verweigerers Steckbrief. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1990. — [4] Max Frisch, Schweiz als Heimat? Versuche über 50 Jahre. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1990. — [5] Gertrud Wilker, Elegie auf die Zukunft. Zusammengestellt von Beatrice Eichmann-Leutenegger und Charles Linsmayer, mit einem Nachwort von Beatrice Eichmann-Leutenegger, Verlag Huber, Frauenfeld 1990. — [6] Schweizer Erzählungen. Deutschschweizer Prosa seit 1950. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Christoph Siegrist. Zwei Bände. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1990. — [7] Der Herausgeber der Reihe «Frühling der Gegenwart» hat kürzlich in einer Zeitungspolemik die Formulierung gefunden, «die Exponenten der bürgerlichen Literaturkritik» hätten in den «Schweizer Monatsheften» gegen sein Unternehmen «Sturm gelaufen». Die «Exponenten»: Heinz F. Schafroth, Hermann Burger, Elsbeth Pulver und der Schreibende. Und was den «Sturmlauf» betrifft: Wir fanden, ein so grosses editorisches Unternehmen verdiene es, dass mehrstimmig kritisch darauf reagiert werde. Wir meinen, unseren Artikeln nichts beifügen zu müssen. Sie können nachgelesen werden im Dezember-Heft 1983 dieser Zeitschrift, S. 1021—1037.

*Editionen im Keller-Jahr:*

# «Du hast alles, was mir fehlt...»

*Gottfried Keller im Briefwechsel mit Paul Heyse*

Im Keller-Jahr gibt der Verlag Th. Gut & Co., Stäfa, den Briefwechsel Keller-Heyse heraus, die vierte Publikation in einer Reihe, welche sich zum Ziel setzt, Kellers Briefwerk in Einzelausgaben zugänglich zu machen [1]. Dass diese Kleinode deutschsprachiger Briefkunst in solcher Weise aufgelegt werden, ist ihrer Bedeutung angemessen, denn diese Korrespondenzen sind einzigartige Zeugnisse der zwischenmenschlichen Beziehungen, die Gottfried Keller gepflegt hat, sie spiegeln deren Schwierigkeiten und Hemmungen, aber auch deren Offenheiten und Glücksmomente, und sind von einem geistigen Reichtum und einem sprachlichen Zauber ohnegleichen. Die ansprechende bibliophile Präsentation erhöht den Lesegenuss. Und die von *Fridolin Stähli* kompetent und sorgfältig betreute Edition lässt keine Wünsche offen: sowohl die Anmerkungen im Apparat als auch die Ausführungen im einleitenden Aufsatz verraten gründliche Kenntnis und vertrauenswürdige Beurteilung ebenso von Kellers wie von Heyses Schaffen. Eine synoptische Zeittafel, ein Literatur- sowie ein Personen- und Werkverzeichnis erleichtern es dem Leser, sich die zeit- und werkgeschichtlichen Zusammenhänge zu vergegenwärtigen.

*«Du hast alles, was mir fehlt...»*, das sagt Paul Heyse in jenem Brief vom 28. Mai 1878, in welchem er seinem Freund das Du anträgt. Und er meint damit die Verwurzelung Kellers in seiner Epoche, seine Sicherheit in menschlichen und ästhetischen Belangen, das In-sich-selber-Ruhen seiner Kunst. Wir wissen, dass diese Überzeugungskraft einer tiefen Lebensnot abgerungen ist. Heyse war das wohl nicht voll bewusst, doch der von äusseren Erfolgen verwöhnte Goethe-Epigone spürte, aus welchen Abgründen sich das Werk seines Freundes nährte, und er hatte die Fähigkeit, seine eigene Grenze zu erkennen.

*«Gegen grosse Vorzüge eines andern gibt es kein Rettungsmittel als die Liebe»*, sagt Goethe in den Maximen. Die Briefe Heyses, obwohl oft selbstbezogen, ja selbstgefällig, verraten doch immer seine Zuneigung. Wir haben keinen Anlass, an Wilhelm Petersens Aussage (27. August 1881) zu zweifeln:

*«Ihre Ohren müssen recht oft geklungen haben, weil wir Ihrer so oft gedacht und auf Ihr Wohl getrunken haben. Heyse hat sie sehr lieb und, wie es scheint, den Menschen und den Poeten ziemlich gleichmässig.»*

Paul Heyse, 1830 geboren, 11 Jahre jünger als Keller. Als er 1857 auf einer Schweizer Reise seinen Dichterkollegen kennenlernte, war er bereits seit drei Jahren akkreditierter Hofdichter König Maximilian II. in München, verheiratet und Vater von zwei Kindern, während Keller als Junggeselle bei seiner Mutter lebte, ohne festes Einkommen, und eben erst die Anerkennung seines «Grünen Heinrich» und der «Leute von Seldwyla» zu ernten begann. Der von Jacob Burckhardt angeregte Kneipabend auf dem «Mug-

genbühl» muss sehr erfreulich verlaufen sein — Heyse war ein glänzender Causeur, und Keller, wenn auch andern Temperaments, stand ihm in guter Laune in nichts nach —, jedenfalls nennt der Zürcher seinen Gast in Briefen *«ein allerliebstes Kerlchen»* und *«das liebenswürdige Bürschchen»*, was — bei aller Ironie — die spontane Sympathie verrät, mit der er Heyses Zutrauen erwidert. Zu einem regelmässigen Gedankenaustausch kam es nach dieser Begegnung allerdings noch nicht. 1859 verdankt Keller den ihm gewidmeten dritten Novellenband Heyses in einem ersten Brief:

*«Lieber Freund! Professor Vischer hat mir ihr neues Novellenbuch freundlich überbracht und mir gleich meinen Namen vorgewiesen, mit welchem Sie Ihr gutes Werk verunziert haben in anmutiger Laune des Wohlwollens.»* Ein Satz, der für sich allein schon Zeugnis ablegt von Kellers Meisterschaft der subtilen ironischen Formulierung! Fünf Jahre später erst wendet sich dann Heyse an Keller mit der Bitte um einen Beitrag für den neugegründeten Volkskalender. Und noch einmal vergehen zwei Jahre, bis Heyses Anruf: *«Warum sieht man sich nicht? Warum lockt Sie gar nichts von allem Münchnerischen, das Ihnen doch einmal in Ihren «grünen» Tagen gefallen hat?»* (3. März 1871) die Verkrampfung löst. Der Staatsschreiber antwortet: *«Warum man sich nicht sieht? Weil man faul und resigniert lebt und das am Ende noch für eine Tugend hält.»* In der Folge entwikkelt sich eine freundschaftliche Korrespondenz, und mehrmalige Begegnungen gestalten ihre Beziehung intimer. Heyse erweist sich in diesen Jahren, da Keller sein poetisches Schaffen wieder aufgenommen hat, als grosszügiger Förderer seines Schrifttums. Die Art, wie er seinen Freund idealisiert, ist dem selbstkritischen und bescheidenen Zürcher aber oft peinlich, und so antwortet er auf das vertrauliche Du in dem bereits erwähnten Brief:

*«Dein Brief, lieber Freund, ist mir mit dem angebotenen Du ein rechtes Maigeschenk gewesen. Du wirst gedacht haben: Ich habe schon so viel für ihn getan, dass mir zu tun fast nichts mehr übrig bleibt usw. Nun, unsereins nimmt und frisst alles dankbarlich, was er bekommt, wie ein schmunzelndes Bettelweib.»*

In der Schaffensperiode, welche an die Staatsschreiberzeit anschliesst (bereits beginnend mit den «Sieben Legenden» 1872), war Keller auch auf das Urteil von aussen angewiesen. So betrifft der Briefwechsel jetzt vorwiegend künstlerische Fragen. Nur, so sehr Keller die herzliche Wesensart seines Briefpartners schätzte, gegenüber seiner unermüdlichen Produktivität hatte er Vorbehalte. So schreibt er an Storm: *«Was ich kenne (von Heyses Dramen), ist mir mit ein paar Ausnahmen sympathisch; allein ich habe auch das Gefühl, dass er keine glückliche Hand mit den Stoffen hat; sie scheinen keine rechte Nötigung in sich zu haben.»*

Während Keller mit seinen späteren Werken sozusagen Boden unter den Füssen und endlich die gebührende Anerkennung in der Öffentlichkeit gewann, geriet Heyse in eine schwere Krise, die vor allem durch sein Epigonentum bedingt war und mit der sich verändernden Zeit zusammenhing. Das Verhältnis der beiden zueinander bleibt herzlich, zeigt manchmal auch eine respektvolle Distanz und auf der Seite Kellers gelegentlich einen verklausulierten Tadel. Heyse lädt seinen Freund unermüdlich ein, nach München zu kommen, doch dieser weicht aus.

Eine hypochondrische Vereinsamung beginnt sein Alter zu verdüstern. So findet Heyse seinen *«Meister Gottfried»* anlässlich der letzten Begegnung 1885 in Zürich *«leider in sehr trüben Zuständen ... verwaist und unfroh»*. Der Briefverkehr gerät ins Stocken. 1888 spricht Heyse seinen Freund noch einmal voll Anteilnahme an, und dieser antwortet mit einem letzten Brief, in dem der Glanz vergangenen gemeinschaftlichen Erlebens noch einmal aufschimmert:

*«Lieber Freund! Ich muss das goldene Brücklein, das Du mir baust, doch noch in alten Jahren benutzen, um wenigstens mit einem Beine wieder auf Deine fruchtbare Uferseite zu gelangen.»*

Dann spricht er von den schweren Stunden, welche der qualvolle Tod seiner Schwester Regula ihm bereitet hat.

*

Der Briefwechsel zwischen den beiden menschlich ebenbürtigen Partnern, gegründet auf spontane Herzlichkeit und belebt von den gemeinsamen künstlerischen Interessen, ist ein ausserordentlich aufschlussreiches Zeugnis. Kellers Beitrag ist dabei der stärkere. Er schreibt zurückhaltender, ist aber offener auf die Anliegen seines Partners hin. Sich selber und sein eigenes Schaffen stellt er, wie wir es von ihm ja kennen, kritisch und ironisch dar, allerdings nicht ohne dann und wann auch ein berechtigtes Selbstbewusstsein durchblicken zu lassen. Seine Sprache ist ebenso einfach wie originell, ebenso zart wie treffsicher. In einem Brief an Petersen entschuldigt er sich einmal nach längerem Stillschweigen, er habe *«alles Briefschreiben liegen lassen müssen»*, nicht weil er nicht *«manche müssige Stunden oder Tage dazu gefunden»* hätte, sondern *«weil gerade das Briefeschreiben ‹con amore› mit dem Schriftstellern zu nahe verwandt»* sei, *«wenigstens wie ich dieses treibe»*.

Con amore: Was Keller keiner Lebenspartnerin schenken konnte und sich selbst versagte, das hat er in seinen Briefen, von denen manche eigenständige Werklein sind, in reine Poesie verwandelt.

## Gottfried Keller: Die Jugenddramen

Es ist bekannt, dass Gottfried Keller mit der Absicht nach Berlin ging, ein Drama zu schreiben. Man weiss auch, dass ihm das nicht gelang. Über der Arbeit am «Grünen Heinrich» bleibt der einzige grössere Entwurf, «Therese», unvollendet. Warum hat ihn der Dichter nicht später fertiggestellt, er beschäftigte sich ja noch während Jahren, ja sogar nach seiner Staatsschreiberzeit wieder, mit dramatischen Plänen? Die Erklärung ist doch wohl einfach die, dass ihm diese Gattung mit ihrer extremen Zuspitzung der Konflikte und ihrer dialogischen Struktur nicht lag.

Über Kellers dramatische Entwürfe aus der Zeit zwischen 1844 und 1851 wissen wir gut Bescheid, sie sind in der kritischen Ausgabe von Fränkel und Helbling publiziert, ebenso jene Notizen aus späteren Jahren, in denen er

Einfälle festgehalten hat, welche sich zur gelegentlichen Bearbeitung in dramatischer oder novellistischer Form eignen mochten. Nicht veröffentlicht waren bisher die jugendlichen Versuche, welche der Theaterlust entsprangen, von der im Kapitel «Theatergeschichten» im «Grünen Heinrich» berichtet wird. Das späteste dieser Beispiele stammt von 1835, Gottfried war damals 16 Jahre alt. In einer autobiographischen Skizze aus dem Jahre 1876 hat sich der Dichter schmunzelnd dieser verwegenen Projekte erinnert.

Mit der Publikation der frühen Manuskripte füllt der Ammann-Verlag im Keller-Jahr tatsächlich eine Lücke. Bei der Lektüre fragt man sich allerdings, was das bringt. «Der Tod Albrechts», «Fridolin oder der Gang nach dem Eisenhammer», frei nach Schiller, «Der Freund» und drei weitere kurze Fragmente geben meines Erachtens nur geringen Aufschluss über Gottfried Keller, abgesehen von der Tatsache, dass da bereits eine rege Phantasie nach Ausdruck in der Sprache drängt, und abgesehen vom Motiv des aus der Fremde oder dem Jenseits zurückkehrenden Vaters: eine Vorstellung, die von den Erzählungen der Mutter genährt wurde und den Knaben offensichtlich beschäftigte. Vielleicht lässt sich auch dem Thema des verräterischen Freundes noch eine Bedeutung abgewinnen, welches er in eine Paraphrase von Lessings «Emilia Galotti» eingebaut hat, wo Grinelli (Marinelli) als falscher Freund Römers (Odoardo) gezeichnet wird.

Der Herausgeber dieser «Jugenddramen», resp. dramatischen Fragmente, *Laurence A. Rickels,* Professor für neuere deutsche Literatur an der University of California, Santa Barbara, weiss denn auch über die hier publizierten Texte wenig zu sagen. In seinem ausführlichen Nachwort mit dem Titel «Gottfried Kellers dramatische Neurose» stützt er sich ausschliesslich auf die Entwürfe aus der Berliner Zeit ab, um seine These zu belegen, dass in Kellers dramatischen Versuchen traumatische Kindheitserlebnisse nach Ausdruck gedrängt hätten. Dabei bleibt vieles blosse Spekulation, so wenn er den Inzest-Verdacht wieder aufwärmt oder plausibel zu machen versucht, dass der frühe Tod von dreien seiner Geschwister auf Gottfrieds Lebensgefühl des Lebendigbegraben-Seins einen entscheidenden Einfluss gehabt habe. Dieses Trauma, das ja erst nach München in den Gedichten Ausdruck fand, hängt aber doch wohl eher mit der Tatsache zusammen, dass der Jugendliche nach seinem Ausschluss aus der Schule und der junge Mann nach seinem Scheitern als Maler sich ganz allein auf sich gestellt sah und unter der Angst litt, die Daseinsmöglichkeiten, die er in sich spürte, nicht realisieren zu können. Und der kühne Entwurf von «Therese»: die leidenschaftliche Liebe einer im Gefühl noch jungen Frau zum Bräutigam ihrer Tochter, eine Liebe, welche die Schranken der bürgerlichen Ordnung und der pietistischen Moralkonventionen durchbricht und unter den gegebenen Umständen nur zum Tod führen kann, ist ein Entwurf von antikem Format, der in der Nähe von «Romea und Julia auf dem Dorfe» steht, aber doch nichts mit *«der Beschleunigung des Todestriebs dieser künstlichen Gesellschaft»* (Zitat!) zu tun hat.

Rickels lässt leider jede wissenschaftliche Sorgfalt vermissen. Schon der Begriff Neurose ist fehl am Platz. Ebenso fragwürdig ist die Bedeutung,

die mit dem befremdlichen Motto *«Geh mit der Mutter zu Bett!»* assoziiert wird. Wenn man nämlich nachprüft, in welchem Zusammenhang Keller diesen Satz verwendet, so ergibt sich eine völlig harmlose Situation: Richard fordert seine Braut, Röschen, auf, ihre Mutter, welche eben ihre Leidenschaft gestanden hat und ausser sich ist, zu Bett zu führen. Es wäre an der Zeit, dass derartig peinliche Andeutungen endlich wieder aus der Sekundärliteratur verschwinden würden.

Diese sorglose Art zu zitieren und zu deuten begegnet einem im Text von Rickels auf Schritt und Tritt. Dafür nur ein Beispiel: Im Zusammenhang mit der berühmten Szene aus «Gretchen und die Meerkatze» lesen wir: *«Nach diesem ersten Theaterbesuch und Auftritt vergleicht Heinrich den dunklen Zuschauerraum des leeren Theaters mit einem ‹erblindeten Auge› und den Vorhang mit einem Augenlid, das die leuchtende, gegenwärtige Welt des Bühnengeschehens von der unbestimmten Leere hinter dem gefallenen Vorhang scheidet.»* Bei Keller aber heisst es: *«Dann entdeckte ich die Maschinerie des Vorhanges, und es gelang mir, denselben aufzuziehn. Da lag der Zuschauerraum dunkel und schwarz vor mir, wie ein erblindetes Auge: ich stieg in das Orchester hinab»* usf. Vom Vorhang als Augenlid lesen wir bei Keller nichts, und die Vorstellung, die Rickels entwikkelt, vermittelt eine der Intention des Autors gerade entgegengesetzte Perspektive. Wenn er dann weiterfährt: *«Den Zuschauerraum, den Heinrich mit dem ‹erblindeten Auge› gleichsetzt, umgibt ein gewisser Schauer, jener ‹heilige Schauer› der Furcht, der Heinrich jedesmal überkommt, wenn ihm seine Mutter erzählt, sie habe von der Rückkehr seines toten Vaters geträumt. Die Szene, die Mutter und Sohn proben, ist ödipal (‹erblindetes Auge›), aber zugleich auch oresteisch; sie kreist um den Wunsch, einen verlorenen Vater zurückzuholen»*, so ist diese Geheimnistuerei völlig abwegig. Der Schauer, den Heinrich empfindet, hat mit dem Vater nichts zu tun und ist auch nicht Furcht, sondern das Faszinosum grosser Kunst, wie sie ihn im Erlebnis der Faust-Aufführung zum ersten Mal angerührt hat.

Doch genug der Kritik. Die Herausgabe der frühen dramatischen Versuche ist gewiss verdienstlich, und dem Verlag ist dafür zu danken. Auf den Begleittext kann man ruhig verzichten.

*Albert Hauser*

[1] «Du hast alles, was mir fehlt...», Gottfried Keller im Briefwechsel mit Paul Heyse. Th. Gut & Co. Verlag, Stäfa 1990. Herausgegeben und erläutert von Fridolin Stähli. Im gleichen Verlag sind erschienen: «Aus Gottfried Kellers glücklicher Zeit», Gottfried Keller im Briefwechsel mit Marie und Adolf Exner. — «Mein lieber Herr und bester Freund», Gottfried Keller im Briefwechsel mit Wilhelm Petersen. — «Gottfried Keller und Emil Kuh», Briefwechsel.

# Zur Geschichte des Weltbürgertums

*Ein Buch von Peter Coulmas*

Der Begriff des «Weltbürgers», des «Kosmopoliten», geht auf das Ende des 17. Jahrhunderts zurück; wir bringen ihn heute spontan mit der Aufbruchstimmung des Aufklärungszeitalters in Beziehung, dem er seine Popularität verdankt. Kaum ein europäischer Denker der damaligen Epoche, der sich nicht schmeichelte, Kosmopolit zu sein, der das klangvolle Wort nicht als selbstverliehenen Ehrentitel seinem Namen voranzustellen liebte. *«Ich bin ein Bürger der Welt»,* schreibt der Enzyklopädist Pierre Bayle um 1700, *«ich stehe weder im Dienste des Kaisers noch des Königs von Frankreich, sondern im Dienste der Wahrheit»,* und aus Deutschland kommt, einige Jahrzehnte später, in der fast wörtlichen Wiederholung durch Friedrich Schiller, das Echo zurück: *«Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient. Früh verlor ich mein Vaterland, um es gegen die grosse Welt auszutauschen.»*

Mit dem Begriff des Weltbürgers haben die Aufklärer mancherlei Inhalte verbunden. In erster Linie sollte er wohl dazu dienen, geistige Unabhängigkeit und Unvoreingenommenheit zu signalisieren: Wer die Welt zu seiner Heimat erklärte, der entging der vorgefassten Meinung des Kirchspiels, der Provinz, der Nation und solidarisierte sich mit dem allgemeinen Naturgesetz, dessen Emanation, die Vernunft, überall dieselbe Sprache spricht. Sich einen Weltbürger zu nennen, bedeutete aber auch, seine Bereitschaft zur Mobilität anzudeuten. Dies hiess einerseits, dass man sich zu jener Neugier bekannte, die gern ungewohnte Fragen stellt und bisher Fremdes in die eigene Überlegung einbezieht; es heisst anderseits, dass man sich nicht scheute, aus seiner gewohnten Umgebung herauszutreten, auf Reisen zu gehen. In der Tat gewinnt die Reise, die Bildungsreise, im 18. Jahrhundert einen neuen, zeittypischen Sinn: Nicht mehr Anlass und Ziel sind entscheidend, sondern die Reise selbst, das Abenteuer der Begegnung mit dem Fremden, das sich dem Kosmopoliten doch wieder als das Eigene enthüllt.

Ist nun dieser Weltbürger, wie wir ihn mit dem 18. Jahrhundert verbinden, die Personifikation einer Menschheitssehnsucht, die es immer gab und deren Dauer im Wandel sich im Gang der Weltgeschichte nachweisen lässt? Dieser Frage ist Peter Coulmas, weitgereister und polyglotter Publizist, in einem umfangreichen Buch nachgegangen, das bei den sumerischen Tempeltürmen beginnt und mit dem Mikrokosmos moderner Grossstädte endet [1].

Um es vorweg zu nehmen: Es handelt sich um ein an Fakten, aufgeworfenen Fragen und möglichen Antworten unerhört reiches Werk, das bewusst auf einen universalen Wissenshorizont abzielt und das Detail hinter der Sicht allgemeiner Zusammenhänge zurücktreten lässt. In einer grossen Zahl von Portraits werden Persönlichkeiten vorgestellt, in deren intellektueller Leistung und politischer Tat der kosmopolitische Geist einer Epoche sichtbaren und allenfalls wirksamen Ausdruck

gefunden hat: Herodot, Augustinus, Alexander der Grosse, Erasmus von Rotterdam, Voltaire. Zugleich aber geht es Coulmas um mehr: *«Gegenstand dieses Buches»*, schreibt er einleitend, *«ist also der vielgestaltige und verflochtene Prozess des allmählichen Zusammenwachsens der Menschheit und damit einhergehend ihre allmähliche Zivilisierung.»*

Peter Coulmas ist sich, indem er diesen Prozess in einem weiten kulturgeschichtlichen Überblick nachzeichnet, selbstverständlich bewusst, dass der Begriff der Welt ein relativer ist. Die mediterrane Welt, die sich der griechischen Kolonisation erschloss, ist eine andere Welt als die der römischen Ökumene, und die Welt, die Kolumbus zugänglich machte, ist wiederum eine andere als die, welche das Flugzeug den heutigen Touristenströmen öffnet. Es gelingt Coulmas in eindrücklichen Kapiteln zu zeigen, welchem Wandel die Weltvorstellung des abendländischen Menschen unterworfen war und wie dieser Wandel immer wieder mit den sich verändernden Möglichkeiten des technischen und schliesslich industriellen Zugriffs auf eine Welt verknüpft blieb, deren geographische Grenzen sich laufend erweiterten.

So offensichtlich dieser Prozess der Universalisierung ist, so schwierig ist es, diesen Vorgang der Bewusstseinserweiterung mit den ethischen Werten in Verbindung zu bringen, welche die Aufklärung mit dem Begriff des Kosmopolitismus verknüpfte. Coulmas zeigt, dass diese Werte — geistige Offenheit, Toleranz, humanes Verantwortungsgefühl — in Antike, Mittelalter und Neuzeit immer wieder den Prozess der Universalisierung begleiteten; der Autor macht aber vielleicht zu wenig deutlich, dass die Öffnung neuer Horizonte sehr häufig auch mit bedenklichen Regressionen eines humanen Weltbürgertums verknüpft war. Es ist ja nicht so, dass durch die steigende Mobilität dem Kosmopolitismus bereits eine bessere Chance verschafft würde, und wer reist, heute wie früher, tut dies in der Regel aus weit handfesteren Gründen und dringlicheren Bedürfnissen als denen, seine Weltoffenheit beweisen und ausbilden zu wollen. Umgekehrt sind es, wie die Geistesgeschichte lehrt, nicht selten jene Menschen, die zuhause bleiben und von den Informationen, die ihnen aus aller Welt zufliessen, einen klugen Gebrauch zu machen wissen, die sich den Titel eines Kosmopoliten am ehesten verdienen.

Über die Zukunftsaussichten des Kosmopolitismus will Coulmas keine Prognose abgeben: Licht und Schatten scheinen ihm ungefähr gleichmässig verteilt. Er hat zweifellos Recht, wenn er feststellt, dass ausgerechnet an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, zur Zeit einer beispiellosen Verbesserung der Kommunikation zur See wie zu Land, das Weltbürgertum von den Nationalismen in die Defensive gedrängt worden sei, und gerade, weil er mit dieser Aussage Recht hat, urteilt er wohl zu optimistisch, wenn er sich von den urbanen Zentren des heutigen Globus und von den internationalen Hotelketten eine kosmopolitische Funktion verspricht.

Peter Coulmas ist kein Spezialist, sonst hätte er ein Buch wie das vorliegende nicht schreiben können. Er denkt in weiten Bezügen und ordnet vieles, allzu vieles vielleicht, jener Menschheitssehnsucht zu, die der Vision einer einen, geschlossenen und

friedlichen Welt entgegenstrebt. Man geht durch Coulmas' Buch hindurch wie durch eine ausgedehnte, vielgestaltige Landschaft, verweilt da und dort, erfährt manches, überlässt sich hin und wieder nachdenklicher Meditation und fragt sich zuweilen auch, ob die Route noch stimmt. Eine anregende Lektüre ist es allemal.

*Urs Bitterli*

[1] Peter Coulmas, Weltbürger. Geschichte einer Menschheitssehnsucht. Rowohlt Verlag (Hamburg 1990).

# Hinweise

### Die Jüdische Welt von gestern

In Text und Bild hat *Rachel Salamander* einen grossformatigen Band zusammengestellt und herausgegeben, der Geschichte, Kultur, und Untergang einer Volksgruppe, die Welt des «Schtetl» ebenso wie die Assimilation an Beispielen aus Wien und Berlin, ferner Literatur, Wissenschaft und Künste, schliesslich nationale und politische Identifikationen der Juden in Europa im Zeitraum von 1860 bis1938 erfahrbar macht. Zahlreiche Autoren so Schalom Ben-Chorin, Joachim Riedl, Marcel Reich-Ranicki, Julius Schoeps und Mische Schulstein haben ihr dabei geholfen, indem sie zu den einzelnen Kapiteln zusammenfassende Essays beitragen. Aber ein Hauptvorzug des Buches ist seine dokumentarische Ehrlichkeit. Aus einer fast unübersehbaren Fülle von Quellen hat die Herausgeberin Texte gesammelt, von Adorno bis Arnold und Stefan Zweig, von Rose Ausländer bis Else Lasker-Schüler, von Kafka bis Schönberg und von Einstein bis Joseph Roth. Es findet sich buchstäblich ein Zitatenschatz von Rang in diesem Band, dessen unmittelbarste Wirkung indessen vom Bildteil ausgeht. Was Rachel Salamander hier gelungen ist, indem sie Privatpersonen, Archive und Institutionen systematisch um Bildmaterial angegangen hat, ist einmalig. Die Dörfer und Kleinstädte Galiziens und Russisch Polens treten da in charakteristischen Ausschnitten, Gebäuden, Strassenszenen und Erinnerungsbildern ebenso hervor wie die Metropolen Berlin, Wien, Budapest und Frankfurt. Religion und Brauchtum, Lebensweise und Umwelt sind getreulich dokumentiert. Die Bilder, könnte man sagen, sprechen für sich. Aber die Texte, die ihnen zugeordnet sind, steigern ihre Aussagekraft. Rachel Salamander, die 1949 in Bayern geboren ist, hat Germanistik und Philosophie studiert und 1982 in München die auf Literatur zum Judentum spezialisierte «Literaturhandlung» gegründet, die auch Lesungen und Ausstellungen veranstaltet. In ihrem Vorwort zum Text- und Bildband schreibt die Herausgeberin, wie die übrige Gesellschaft aus vielen Gesellschaften, so sei das Judentum aus verschiedenen Judentümern gemacht. Sie zitiert auch das Bonmot, das S. J. Agnon geprägt hat: Der Grossvater habe die Tora geliebt, der Sohn über die Liebe zur Tora geschrieben und der Enkel nur mehr über die Liebe. Hier ist kein Pathos, nur Treue

und Erinnerung. Um so stärker wirken die Bilder und Texte, die das Kapitel «Rauch, Grab der Millionen» bilden. Zu sagen bleibt nur noch, dass dieser Band zu den schönsten Büchern auch hinsichtlich seiner buchtechnischen Gestaltung gehört. Es wurde bei Gutenberg in Wien gedruckt und ist im *Christian Brandstätter Verlag in Wien* erschienen.

**Hrdlicka und Büchner**

In seinem Nachwort setzt *Theodor Schäufele* Lenz, den Helden der gleichnamigen Erzählung, *Georg Büchner* und *Alfred Hrdlicka* über Zeiten und Kunstgattungen hinweg in ein verwandtschaftliches Verhältnis. Kritischer Vorbehalt gegenüber bestehenden Verhältnissen, Mut zur Parteinahme für die Opfer dieser Verhältnisse und ein Zug zum Revolutionären, so sagt der Essayist, seien den drei Künstlern ebenso gemeinsam wie ihr Bekenntnis zu einer realistischen Kunst, ihre Ablehnung idealisierender Schönheit. Alles das trifft zu, sowohl bei *Jakob Michael Reinhold Lenz,* dem Stürmer und Dränger, dem Verfasser von Dramen wie «Der Hofmeister», dem radikalsten Vertreter der «Geniezeit», der aus ihr dann nicht mehr herausfand und in geistig-seelischer Umnachtung einige Wochen bei dem Pfarrer Oberlin in den Vogesen Zuflucht suchte. Oberlin hat über diese Zeit und die Verschlechterung von Lenzens Zustand Aufzeichnungen gemacht, die durch Abschriften verbreitet wurden und 1839 auch gedruckt. Schon vorher hatte Georg Büchner, Student in Strassburg und in Deutschland steckbrieflich gesucht, von diesem Bericht Kenntnis erhalten. Seine Erzählung «Lenz» beruht darauf. Er sah in Lenz eines jener Opfer bestehender Verhältnisse, er wollte ihm ein Denkmal setzen und damit gleichzeitig gegen Reaktion und Restauration demonstrieren. Büchners Novelle ist ein Fanal. *«Subjektive Darstellung auf Grund von Affinität und Identifikation mit vorhandenem Material»,* so führt Schäufele in seinem Essay aus, *«kennzeichnet auch die Auseinandersetzung Alfred Hrdlickas mit Lenz und Büchner».* Der Künstler ist früh schon mit dem Schicksal des Reinhold Lenz konfrontiert worden, nämlich durch Brechts berühmte Inszenierung des «Hofmeisters». 1988 aber, erst vierzig Jahre danach, setzte er zu der «grafischen Hommage» an Büchner und Lenz an, die nun den schönen grossformatigen Band aus dem *Verlag von C. H. Beck in München* zu einer bibliophilen Kostbarkeit macht. (Das Copyright liegt bei der Büchergilde Gutenberg, doch die Ausgabe für den Buchhandel ist beim Verlag C. H. Beck.) Hrdlickas Bilder, mit Pastell, Kreide, Rötel, Kohle und Tusche geschaffen, entstanden 1988, die Vorlage für den Schutzumschlag der Buchausgabe 1989. Es sind suggestive, den Betrachter attackierende Darstellungen, die in die Bildsprache übersetzen, was Georg Büchner mit dem Satz meint: *«Die Welt hat einen ungeheuren Riss.»* Der Text der Erzählung ist ergänzt durch Oberlins Bericht, sodann durch die Stellen in «Dichtung und Wahrheit», in denen Goethe auf Lenz zu sprechen kommt, und schliesslich durch den Aufsatz von Theodor Schäufele über den «Realismus der Menschlichkeit», der Lenz, Büchner und Hrdlicka auszeichnet. Darin erfährt der Leser auch etwas über den Streit, den die Blätter des Künstlers in Darmstadt auslösten. Er

hatte den Auftrag, für das neue Gebäude des Sozialgerichts eine Porträtbüste Büchners und zwölf Pastellzeichnungen zu schaffen, und was nun dabei entstand, war allerdings weit entfernt von Vorstellungen, die etwa von der «reinen Weimarer Menschlichkeit» ausgingen. Eine Kunstsprache, die Kummer und Not, Schmutz, Elend und Sexualität ebenso einschloss wie Lust und Sehnsucht, drückt sich in Hrdlickas Blättern ebenso aus wie in Büchners Text. Gefällige «Kunst am Bau» konnte da nicht entstehen, und daran nahmen die Darmstädter Auftraggeber Anstoss. Im Grund ist aber dieser Streit nur ein Beweis dafür, wie wenig sie von Büchner und Hrdlicka wussten. Sie nannten die Pastellzeichnungen obszön und geschmacklos, ja es wurden das «gesunde Volksempfinden» und «die Ehre der deutschen Frau» ins Feld geführt. Insofern ist die Buchausgabe, die Büchners Novelle, die Quellen und weitere der Information dienende Texte zusammen mit den Bildern Hrdlickas zugänglich macht, eine Aufforderung zur unvoreingenommenen Auseinandersetzung mit einer Kunst, die nicht verbrämt oder verklärt, sondern das Anarchische und Chaotische nicht ausschliesst.

**Erich Trunz:**
**Ein Tag aus Goethes Leben**

Der Herausgeber der berühmten und beliebten Hamburger Ausgabe, *Erich Trunz,* hat im Laufe seiner lebenslangen Beschäftigung mit Goethe mehrere Aufsätze und Studien über den Dichter verfasst. Eine Auswahl davon ist nun in einem Band im *Verlag von C. H. Beck in München* erschienen. Sein Titel ist identisch mit dem Eröffnungsaufsatz, der sich den 12. April 1813 vornimmt und anhand der Tagebucheintragungen Werk und Persönlichkeit Goethes sozusagen aus Alltagsdistanz herausarbeitet. Weitere Aufsätze gelten dem Haus am Frauenplan zu Weimar, dem Dichter als Sammler, seinem Altersstil oder — besonders hervorzuheben — dem Handwerk des Herausgebers. Da gibt Erich Trunz, der 1990 seinen 85. Geburtstag feiert, Einblick in Werkstatt der Hamburger Goethe-Ausgabe.

**Der Zwerg von Heidelberg**

Studenten singen Joseph Victor von Scheffels Lied noch heute: *«Das war der Zwerg Perkeo im Heidelberger Schloss, / an Wuchse klein und winzig, an Durste riesengross. / Man schalt ihn einen Narren, er dachte: ‹Liebe Leut, / wärt ihr wie ich doch alle feuchtfröhlich und gescheut!›»* Perkeo ist eine historische Figur, er hat, seines Zeichens Hofnarr des Kurfürsten Carl Philipp von der Pfalz, von 1697 bis 1728 gelebt. *Walter Laufenberg* legt hier nun seine wechselvolle Biographie vor, die gekennzeichnet ist vom Witz des Verwachsenen, von der Zuneigung des Fürsten und von dem beiden gemeinsamen grossen Durst, aber auch vom Neid und den Intrigen der Höflinge, die Perkeo schliesslich das Leben gekostet haben *(Engelhorn Verlag, Stuttgart 1990).*

**Schriftstellerporträts in Wort und Bild**

«Das gespiegelte Ich» ist der Titel des Bandes, den die Photographin *Yvonne Böhler* geschaffen hat: photographische Porträts von Deutschschweizer Schriftstellerinnen und Schriftstellern mit Selbstkommentaren

der Autoren. Die in Zürich lebende Photographin ist durch ihre berufliche Tätigkeit mit der Welt der Literatur vertraut geworden, mit den Menschen, die Literatur produzieren. Zu dem von Paul Pezold, Leipzig, mit Mitautoren herausgegebenen Werk über die Schweizer Literatur im 20. Jahrhundert, einer mit Spannung erwarteten Publikation aus der DDR, hat sie die Bilder beigetragen. Im «gespiegelten Ich» haben wir — in einem gesonderten Band — die Ausbeute von Yvonne Böhlers Porträtstudien an Autoren, und jede und jeder der Porträtierten hat einen kurzen oder längeren Text zu seinem Konterfei hinzugesetzt. In seinem Vorwort fragt *Peter von Matt* — eine verfängliche Frage —: «Was geht uns das Aussehen der Dichter an?» Ich gestehe, sein Plädoyer dafür, dass der Text nach dem Gesicht rufe, hat mich nicht überzeugt. Die zur Gewohnheit gewordene Usanz, beinahe jeder umfangreicheren Rezension das Bild des Autors beizugeben, ist eine Mode, nichts weiter. Damit sei nichts gegen die Porträtkunst von Yvonne Böhler gesagt. Ihr sind zum Teil meisterliche Studien gelungen. Dass einzelne Autorinnen und Autoren sich darin gefielen, vor der Kamera zu posieren, gehört jedoch auch «ins Bild», und vollends die Texte, zu denen sie sich durch ihr «gespiegeltes Ich» anregen liessen, sind nicht immer witzig, nicht immer gescheit und gedankenreich, sondern mehr als einmal eben «geschriftstellert», womit ich etwas meine, was mit Literatur weniger als eben auch mit Pose zu tun hat *(Benziger Verlag, Zürich 1990)*.

Die ATAG-Gruppe

Wirtschaftsprüfung
Wirtschaftsberatung
Wirtschaftsinformation

ATAG
Allgemeine Treuhand AG
MITGLIED VON ERNST & YOUNG INTERNATIONAL